

Das zweite Leben [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 10

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kämpfender Tag.

Über mir hängen die Wolken wie Berge,
Schwärzlich und grau und bedrängend den Tag!
Niemand kann wissen, ob Freude, ob Kummer
Heute der Himmel uns senden noch mag.

Dort in der Ferne durch goldene Ritzen,
Fällt aus den Wolken ein sonniger Strahl!
Fällt eine Hoffnung vom finsternen Himmel
Nieder in uns're verzagende Qual.

Doch sie verglühet, die Wolken vernichten
Drohend ihr leuchtendes, himmlisches Glück!
Und zugleich sinken wir wieder ins bange,
Hoffende, harrende Warten zurück.

Stürmisch und kühl ist das Brausen der Winde,
Und wir erschauern bei Schrift und Triff!
Über sie fragen auf tausenden Flügeln
Uns're Erwartung des Frühjahrs mit.

Schlüchtern keimt rings aus der Erde das Leben,
Halme und Knospen sind alle bereit!
Über noch fragt sich die zögernde Erde:
Ist es zu früh oder wirklich schon Zeit?

Herrgott! — Wie lieb' ich euch, drängende Stunden!
Stunden, da Wolken und Sonnen im Streit
Die ihr mit all eurem rastlosen Kämpfen
Spiegel des Lebens und Herzens mir seid!

Rudolf Schneyer.

Das zweite Leben

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

Fünftes Kapitel.

Die Sache kam nicht mehr zur Ruhe. Im Dorf erzählten sie, der Mensch, Im Ebnet, habe versucht, mit der Haus-tochter, der Berta, anzubinden. Die Schultheßin begann einen regelrechten Feldzug gegen Magnus Im Ebnet. Zunächst verlangte sie von ihrem Mann, daß er ihn wegschicke. Der kleine Schreiber, der nicht gerade ein Held, aber auch nicht völlig unterm Pantoffel und ein Diplomat war, fand aber das Verschulden des Magnus nicht so sehr erwiesen und meinte, es genüge nicht, ihn so ohne weiteres vor die Tür zu setzen. Allmählich könne man ihm dagegen wohl beibringen, daß er besser weitergehe. Der Schultheßin ging das nicht rasch genug. Darum beklagte sie sich nun über die Taube. Sie verunreinige die Fensterbrüstungen. Darauf machte sie ein Geschrei, eine Nachbarin bekomme keinen Zimmerherrn, weil niemand einem Buchthäusler gegenüber wohnen wolle. Und eines anderen Tages beehrte sie auf, Im Ebnet habe mit schmutzigen Schu-

hen die eben von ihr rein gefegte Treppe betreten und ihre Arbeit zunichte gemacht. Heute hatte er die Tür zu stark zugeschlagen, und morgen hatte sie ganz bestimmt gesehen, daß er einen Apfel aus dem Korb genommen, der unten an der Treppe stand. Vielleicht war das böse Weib von der Güte seiner Sache überzeugt, jedenfalls wäre ihr Eifer einer besseren würdig gewesen.

Ihr Drängen machte den Gemeinbeschreiber unwirksam. Er wies sie zurück. „Gib Ruhe mit dem Im Ebnet.“ Aber noch verdrießlicher zeigte er sich gegen die Berta und seinen Gehilfen selber. Jene ging oft mit vermeinten Augen herum. Im Ebnet konnte seinem Vorgesetzten die Arbeit nicht mehr recht machen. Er sagte zu seiner Taube: „Wir werden nicht mehr lange bleiben können, Hans.“

Die Unduldsamkeit der Schultheß'schen Eheleute steckte immer mehr auch die Elise an. Als Magnus über einer Mahlzeit ihr Andeutungen machte, daß er wohl werde fortziehen

und sich anderswo Arbeit suchen müssen, suchte sie nur mit den Achseln; eine Antwort bekam er nicht.

Nun begann er zu überlegen. Wo sollte er sich hinwenden? Am besten war es wohl, wenn er sich in eine Stadt begab. Er schrieb an den Anstaltspfarrer Ott und bat um Rat. Auch dem Ortspfarrer machte er einen Besuch. Jener gab ihm freundlichen Bescheid, nannte ihm einige Adressen in einer Hauptstadt und versprach, sich für ihn umzutun; dieser, von der öffentlichen Meinung Gerikons beeinflusst, stimmte ihm nur mit salbungsvoller Würde bei, es sei das Beste, wenn er in eine Stadt gehe, dort bekümmere man sich weniger um den einzelnen, und es sei ihm doch bekömmlich, kein Aufsehen von sich zu machen.

Magnus Im Ebnets Lage war nicht leicht. Aber er trug sie mit stillem Gleichmut. Es wühlte wohl in ihm, darum, daß man ihm Unrecht tat. Es fror ihn innerlich manchmal ein wenig. Aber er war mit keiner großen Hoffnung gekommen; er maß der Menschen Selbstergerechtigkeit an dem eigenen Schuldgefühl und zürnte ihnen nicht. Es tat ihm nur leid, seine Hinterstube wieder verlassen zu müssen und die alten, bekannten Möbel und — die Schwester. So wenig Beziehungen sie zueinander hatten, so fern sie sich geblieben waren, in ihm regte sich das Blut, er vergaß keinen Augenblick, daß sie die einzige war, die im Leben eigentlich zu ihm gehörte, und er hätte sich gern ihren Schrullen und Härten gefügt, wenn sie ihn hätte behalten mögen. Und die Berta? Manchmal war ihm, als habe er sie schon verloren, weil er doch ihretwegen fort mußte. Wenn er an sie dachte, wurde ihm weh und wohl. Er war glücklich, daß sie sich in ihrer Freundschaft nicht hatte beirren lassen, und es schmerzte ihn, daß sie ihm und ihr wehrten, Kameraden zu sein. Aber er fügte sich, lebte zuweilen schon halb in der Zukunft und empfand als Trost das eine, das sich nicht geändert hatte, das Große, daß er frei war, noch immer — frei.

Als nun seine Pläne so weit klar waren und der Gemeindefreiber eines Morgens wieder zankte und das Wort fallen ließ, überhaupt, es wäre schon besser, wenn er sich anderswo Beschäftigung suche, schwieg Magnus nicht wie gewöhnlich, sondern erwiderte, er sei bereit zu gehen und bitte, ihm zu sagen, wann es dem anderen lieb sei.

„Meinetwegen können Sie jeden Tag fort,“ gab ihm Schultheß grob zurück.

Gut, so wolle er am nächsten Montag ziehen, entgegnete Magnus.

Der Schreiber wurde zahmer. Als sich die Sache so rasch löste, meldete sich sein gutes Herz. So eilig sei es ja nicht, versicherte er.

Magnus bekam darauf neben ihm noch ein paar gute Tage.

Schultheß indessen verständigte die Seinen. „Gott sei Lob und Dank,“ stöhnte die Schultheßin mit zum Himmel geschlagenen Augen.

Sie saßen gerade bei Tische.

Die braune Berta sah schweigsam auf ihren Teller, aber auf einmal lösten sich unter ihren Wimpern ein paar Tränen und tröpfelten in die Suppe.

„Du hast gerade noch nötig, zu flennen,“ zankte die Mutter.

Die Berta trocknete die Augen. „Es ist nicht recht, es ist eine Sünde,“ sagte sie laut und mutig.

„Wieso? Warum?“ fragten die Eltern.

Die jüngeren Kinder sperren die Augen auf.

„Ihr habt einem Unglücklichen einen Tritt gegeben,“ antwortete Berta. Dann aß sie keinen Bissen mehr.

Sie ließ sich weder an dem noch an den kommenden Tagen, mochten die anderen schelten oder zureden, aus einem festen, herben Wesen bringen, das ihre Mißbilligung zeigte. Dabei erwog sie allen Ernstes, ob sie Im Ebnet nicht eine Tat schulde. Sie mochte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß er wirklich aus ihrem Leben hinausgehe. Sie kam sich feig vor, daß sie ihn nicht zum Bleiben aufforderte. Je näher der Tag des Abschieds rückte, um so schmerzlicher erschien ihr die Trennung. Sie wurde auch klar über sich selbst und gestand sich ehrlich, daß ihr bisher niemand begegnet war, dem sie so gut gewesen wie Magnus. Sie prüfte und sagte sich, wie seltsam ihre Neigung zu dem viel älteren und schuldigen Manne sei. Aber sie fühlte, daß die Erkenntnis seines großen, inneren Gleichmaßes ihn ihr so nahe brachte. Vielleicht verstärkte auch etwas wie Trotz ihre Zuneigung, Trotz gegen die Widersprüche, die sich in ihr selbst erhoben.

So kam Im Ebnets letzter Tag heran. Er arbeitete wie sonst an seinem Pulte. Der Gemeindefreiber schien viel mehr an die Ber-

änderung, die morgen bevorstand, zu denken als er selber. Schultheß blickte oft zu ihm herüber und stellte mehrmals Fragen, was er jetzt beginnen, wo er hingehen werde, ja sogar, ob er ihm einen Dienst tun könne. Er war ein ehrlicher Mann, und es war ihm nicht ganz wohl bei der Sache.

Magnus nahm aber am Abend seinen Lohn in Empfang, auch eine Bescheinigung, daß er seine Arbeit wohl besorgt habe.

„Es kann Ihnen ja nicht fehlen, Im Ebnet, bei Ihrem Fleiß und Ihrer schönen Schrift,“ ließ sein Vorgesetzter sich herab zu sagen.

„Danke,“ antwortete Magnus.

Er gab jenem die Hand und wendete sich zum Gehen. Schultheß vergaß, wie weit er über ihm stand, und geleitete ihn wie einen Herrn zur Tür.

Erst als Magnus in die Wohnung der Schwester kam, fiel es ihm aufs Herz, daß es an den Abschied ging. Er zögerte einen Augenblick im Flur, hörte aber die Elise im Laden und wollte sie nicht stören. Leise begab er sich auf sein Zimmer. Hier begann er zu packen. Eine Kiste und einen Handkoffer voll Habseligkeiten brachte er zusammen. Auch das Körbchen für Hans, die Taube, stellte er zurecht. Dann sah er noch einmal den Inhalt seines Schreibtisches durch und schloß endlich seine Schubladen ab. Die Schlüssel wollte er Elisen geben. Diese kam auch ganz unversehens zu ihm herein und fragte, ob sie ihm beim Packen helfen könne, und als sie die fertigen Gepäckstücke sah, wurde sie sehr rot, ob vor Bestürzung oder Unwillen, war schwer zu sagen.

„Ich hätte dir das gern besorgt,“ sagte sie, „Frauen verstehen das besser.“

Sie entfernte sich wieder, kam aber bald abermals zurück und brachte ein sauberes Päckchen mit einer Wegzehrung und Tabak. Beides hatte sie ihrem Laden entnommen und legte es Magnus hin, ihn kurz bittend, es mitzunehmen. Ihre widerhaarige und scheue Natur lag in ihren Worten.

Noch später jedoch, da sie sich beim letzten Teller Suppe gegenüberßen, Magnus ihr gedankt und sie um Besorgung seiner Habseligkeiten gebeten hatte, sah er, wie ihr die Lippen schmerzlich zuckten.

„Was hast du?“ fragte er.

Sie setzte sich gerade in den Stuhl, aber ein

vermürgetes Schluchzen war in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Es ist furchtbar, daß wir so auseinander gebrochen sind.“

Das Wort machte Magnus beflommen. Es war eine von den Stunden, in denen das Unheilbare seines Lebens vor ihn trat. Er setzte das Gespräch nicht fort, drückte nur nachher vor dem Schlafengehen der spröden Schwester länger als gewöhnlich die Hand und wiederholte: „Ich danke dir, danke dir wirklich, daß du mich so lange bei dir aufgenommen hast.“

Sie erwiderte: „Schreibe manchmal. Vielleicht sehen wir uns dann und wann.“

Dann trennten sie sich.

Magnus verspürte keinen Schlaf. Seine Seele war nicht unruhig, aber die Schwere von vorhin lag noch auf ihr. Der Mond schien in seine Stube, als er eintrat. In seinem kleinen Lichtkreis saß mitten drin die weiße Taube. Sie ließ schlafend den zierlichen Kopf hängen, blinzelte jedoch ein wenig, als sie ihren Herrn hörte; aber sie verließ die Stelle nicht. Im Ebnet mochte nicht Licht machen. Er trat ans offene Fenster.

Wo würde er morgen sein? Was würden ihm morgen für Menschen begegnen? Wer würde ihn — morgen lästern? Er war aber nicht bang, nur ein wenig scheu, ein wenig einsamkeitsfüchtig.

Auf einmal schien ihm, daß drüben auf dem Wiesenpfade hinter den Obstbäumen sich etwas bewegte. Er achtete nicht weiter darauf, sondern sprach leise mit der Taube, die jetzt zu ihm aufs Fensterbrett flog. Erst als nach einer Weile sein Blick wieder ins Freie ging, gewahrte er, daß draußen sich eine Mädchen-gestalt an einen der Obstbäume lehnte.

Das war die Berta!

Sie trug ein helles Sommerkleid. Die Schatten der Nacht färbten ihr braunes Gesicht und ihre Arme noch dunkler, aber das heitere Haar schien fast weiß. Und Magnus sah, daß ihre Augen groß waren und sich vor Überraschung starr oder von einer Art Traumzustand gebannt auf ihn richteten.

Minutenlang standen sie so und schauten einander an, ohne sich anzurufen. Es war etwas so Seltsames um diese Augenblicke, daß am anderen Tage und später beide sich fragten, ob sie sie wirklich erlebt hätten.

Die Gestalt der Berta löste sich dann von dem Stamme und glitt in die Dunkelheit zu-



Universität Zürich mit dem alten Reebbergbrunnen.
Phot. F. Ott-Kretschmar, Zürich.

rück. Es war, als blitze das helle Kleid noch einige Male durch das Buschwerk. Dann blieb die Nacht still und schwarz.

Magnus trat vom Fenster hinweg. Seine Sinne waren durch das Ergebnis noch mehr erregt. Bedeutung schien ihm darin zu liegen. Sein Herz schlug hoch. Blitzähnlich erfüllte ihn eine übermütige Freude. Aber er war kein Jüngling mehr. Bald beschied er sich. Dann blieb ihm nur noch das, was stets als Niederschlag seiner Empfindungen blieb, ein Gefühl der Dankbarkeit. Dankbar wollte er der Berta bleiben.

Diese hatte aber wirklich dort gestanden.

Eine späte Besorgung hatte sie ins Dorf geführt. Sie hätte nicht jenes Seitensträßlein wählen müssen, aber es war ihr Wille, noch nach dem Fenster Im Ebnetz zu sehen. Morgen verließ er das Dorf. Und noch immer bewegte sie der merkwürdige und starke Drang, ihn nicht ohne ein besonderes Wort, ein Zeichen, daß sie nicht dachte wie alle anderen, gehen zu lassen. Sie konnte ihm nicht sagen: Nimm mich mit. So weit war sie mit ihm nicht. Und doch befand sie sich in einem Zustand, der ihr den unbestimmten Wunsch eingab, mit ihm zu gehen. In dieser Seelenverfassung trat sie aus dem Dunkel in seinen Gesichtskreis. Sie schwankte, ob sie ihn anrufen sollte, und fand doch nicht den Mut. In noch größerer Verwirrung verließ sie die Stelle wieder. Sie suchte ihre Kammer auf, aber sie hatte keine Ruhe. Es zog sie gewaltsam hinunter zu dem einsamen Menschen, den sie am Fenster gesehen hatte. Im Zwiespalt mit diesem Sehnsuchtsgefühl blieb sie die ganze Nacht wach. —

Der Morgen war noch nicht alt, als Magnus Im Ebnet das Haus verließ. Er war noch einmal zum Gemeindefschreiber hinaufgegangen, der schon an der Arbeit saß.

„Sagen Sie Ihrer Frau meinen Gruß,“ hatte er gesagt; es schien ihm natürlich und höflich. Schultheß war erstaunt, fast betroffen gewesen. Beinahe hätte er die Frau laut gerufen, daß sie dem Manne da ade sage. Aber er kam nicht zur Ausführung dieses raschen Gedankens, und jene ließ sich nicht blicken.

Elise geleitete Magnus unter die Haustür. Mühsam holte sie das Wort aus sich heraus: „Ich wünsche dir Glück.“ Dann wendete sie sich rasch um.

Er wußte nicht, ob es geschah, um eine Rührung zu verbergen, oder ob sie es der Leute wegen tat. Er stellte sich nun vor den Handwagen, der der Schwester gehörte und sein Gepäck trug. Er wollte es zur nächsten Station fahren. Ein Bote, der der Elise Gänge tat, würde den Karren später zurückbringen.

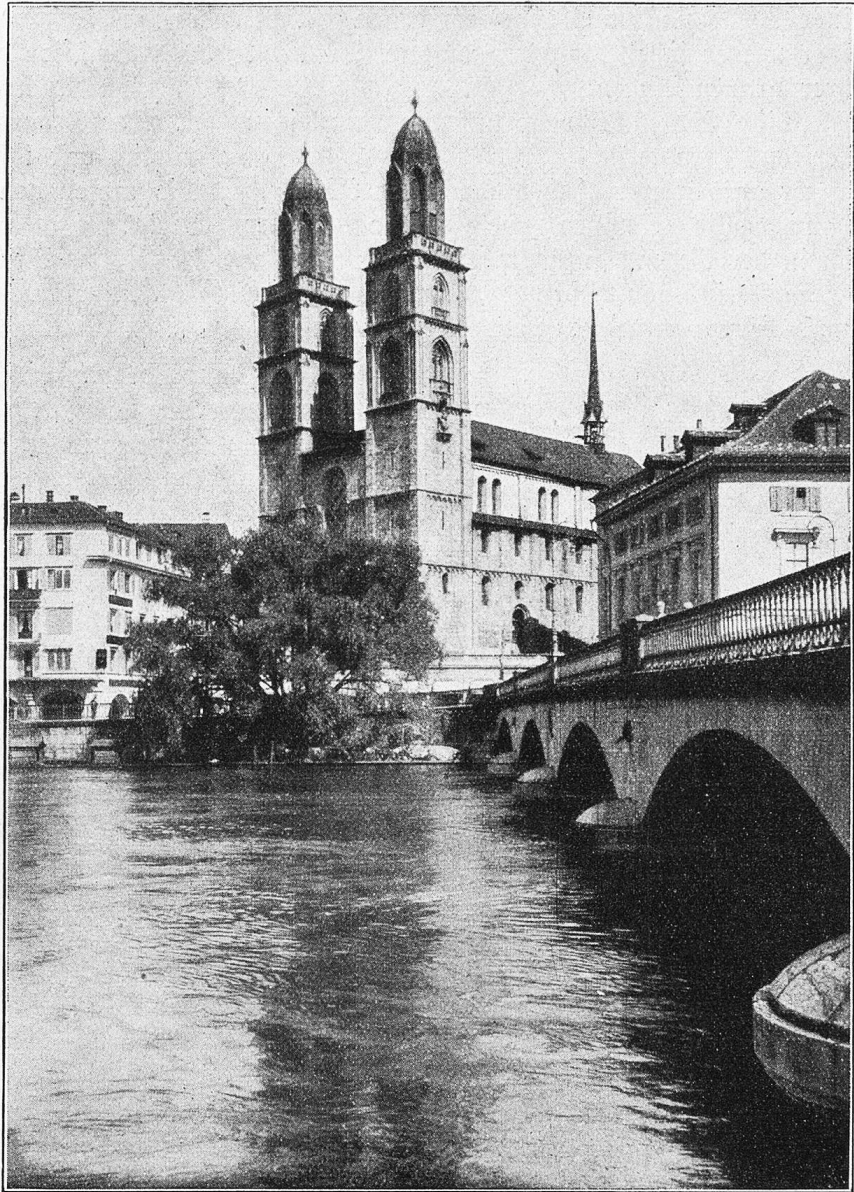
Eben wollte er sich in Bewegung setzen, als die Berta die Treppe herunter und aus dem Hause kam. Sie trat auf ihn zu, unbekümmert darum, daß die Mutter droben hinter den Vorhängen der Wohnstubenfenster stand, und daß ein paar Gaffer an der Dorfstraße sich sammelten.

„Ade, Herr Im Ebnet,“ sagte sie so laut, daß man es die Gasse hinunter hören konnte. Sie drückte ihm hart die Hand. „Vergessen Sie mich nicht,“ fügte sie hinzu.

Magnus war ein wenig verwirrt. Das Blut stieg ihm leise in die Wangen. Er stotterte etwas von Dank und Wunsch alles Guten, nickte ihr noch einmal zu und setzte seinen Karren in Bewegung.

Aber als er nun durchs Dorf und landein zog, hatte er so sehr die Empfindung, die Berta gehe hinter ihm, daß er mehrmals sich umsah, ob dem nicht wirklich so sei.

Die nächste Station lag eine starke halbe Stunde überland. Magnus wurde der Weg nicht lang. Wie tapfer von der Berta! Wie gut von der Berta! dachte er immer. Und dann sah er wieder den Weg, die Wiesen, in denen das Gras hoch stand, und die Bäume, mit Obst behangen, dunkeln Wald und blauen Himmel darüber. Die Welt schien ihm nicht ganz so hell, wie er sie am Tage seines Freiwerdens gefunden hatte, aber er fand sie doch schön und wurde ruhig und zog gelassen fürbaß.



Grossmünster mit Fraumünsterbrücke in Zürich.

In einem Walde, den er zu durchschreiten hatte, stand ein Planwagen auf einem grünen Grasplatze. Zwei schmutzige Kinder hockten am Boden und spielten mit Steinen und Holzstücken. Ein schlankes Mädchen hing zerrissene Wäsche über ein paar Lannengroßen in der Nähe. Driiben weidete das kleine Pferd.

Das Mädchen drehte sich, durch das Rollen seines Wagens aufmerksam geworden, um.

Er erkannte die Lukretia Blank, die damals den Freischein bei ihm geholt hatte.

Auch sie erkannte ihn wieder.

Er hielt an und grüßte. Wie zerlumpt sie aussah!

Ihre junge braune Schulter schaute an

einer Stelle nackt aus dem zerrissenen Hemde. Aber wieder fesselte ihn der düstere Ausdruck ihrer grauen Augen.

„Sind Sie nicht mehr auf der Kanzlei in Gerikon?“ fragte sie.

Er antwortete: „Ich bin auf der Abreise.“ Dann wollte er wissen, wieso sie noch immer sich in der Gegend aufhielten.

Das Kind gab Bescheid: „Wir sind weit im Land herum gewesen. Jetzt bleiben wir auf dem Rückwege hier liegen.“

Eine Art Wandermüdigkeit, mit Ungeduld vermischt, lag in ihrem Ton; er fiel ihm sonderbar auf.

„Ich will nach der Stadt,“ erzählte er und wollte weitergehen.

Doch Lukretia, deren anfängliche Scheu von einer an dem Landfahrerkinde nicht befremdlichen Zudringlichkeit abgelöst wurde, kam näher und fragte: „Was wollen Sie in der Stadt?“

„Arbeit suchen,“ gab er zurück.

„In der Stadt braucht man viele Arbeiter,“ fuhr sie, halb zu sich selbst, halb zu ihm gefehrt, fort. „Ich möchte auch hinlaufen. Aber — in dem Aufzug — die würden mich schön fortjagen.“

Wieder fielen ihm der Überdruß und die Unruhe auf, die ihre Wort enthielten.

„Du mußt doch bei deinen Leuten bleiben,“ sagte er.

Da fauchte sie auf wie eine Katze, das Blut trat ihr ins Gesicht, und die Augen sprühten nur so. „Das will ich eben nicht,“ sagte sie.

„Was werden dein Vater und deine Mutter sagen?“

„Wenn der Vater Schnaps hat, ist er zufrieden. Und die Mutter, bah, wegen der Mutter —“

Magnus lief es kalt den Rücken hinunter. „Ist dir die Mutter nicht lieb?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie hart. „Sie schlägt mich. Sie schlagen alle einander, der Vater, die Mutter, die Brüder —“

Nun mochte er nicht länger zuhören. Er setzte seinen Weg fort. „Ade, Lukretia,“ sagte er noch.

Aber sie hörte ihn nicht, so leise hatte er es gesagt. Und weil sie meinte, daß er sich mit Unwillen von ihr abwende, streckte sie ihm im Rücken lang die Zunge heraus.

Magnus Im Ebnet stieß seinen Karren

weiter. Er ging lange mit gesenktem Kopf. Das Schicksal des Mädchens ging ihm nahe. Das war auch so ein entwurzelter Mensch wie er. Der Gedanke ließ ihn lange nicht los. Unmählich erst löste der andere ihn wieder ab: Wie tapfer von der Berta! Wie gut von der Berta!

Sechstes Kapitel.

Wie laut und wirr die Stadt war! Magnus, der aus dem Eintrazendorf Gerikon kam, wurde ganz schwindlig im Kopf, wenn er auf einem Fußsteig an einem der Hauptverkehrsplätze stand und warten mußte, bis er zwischen den Fuhrwerken und Straßenbahnen nach dem jenseitigen Ende des Platzes durchschlüpfen konnte. Mehr als einmal heimste er Schelte und Schimpfworte ein, wenn er einem Wagen nicht geschickt genug auswich. Wenn er aber in die stillen, alten Gassen kam, atmete er auf.

Magnus hatte aber Glück. Gleich die erste Tür, an die er klopfte, tat sich ihm auf. Er merkte schon, sein Anstaltspfarrer hatte vorgesorgt. Er hatte ihn an einen Glas- und Porzellanhändler empfohlen. Magnus bekam diesen zwar selbst noch nicht zu sehen, aber als er sich bei ihm meldete und seinen Brief abgab, brachte ein Schreiber ihm nach einer Weile den Bescheid, daß er sich anderen Tages in dem und dem Magazin als eine Art Verwalter und Packer melden könne.

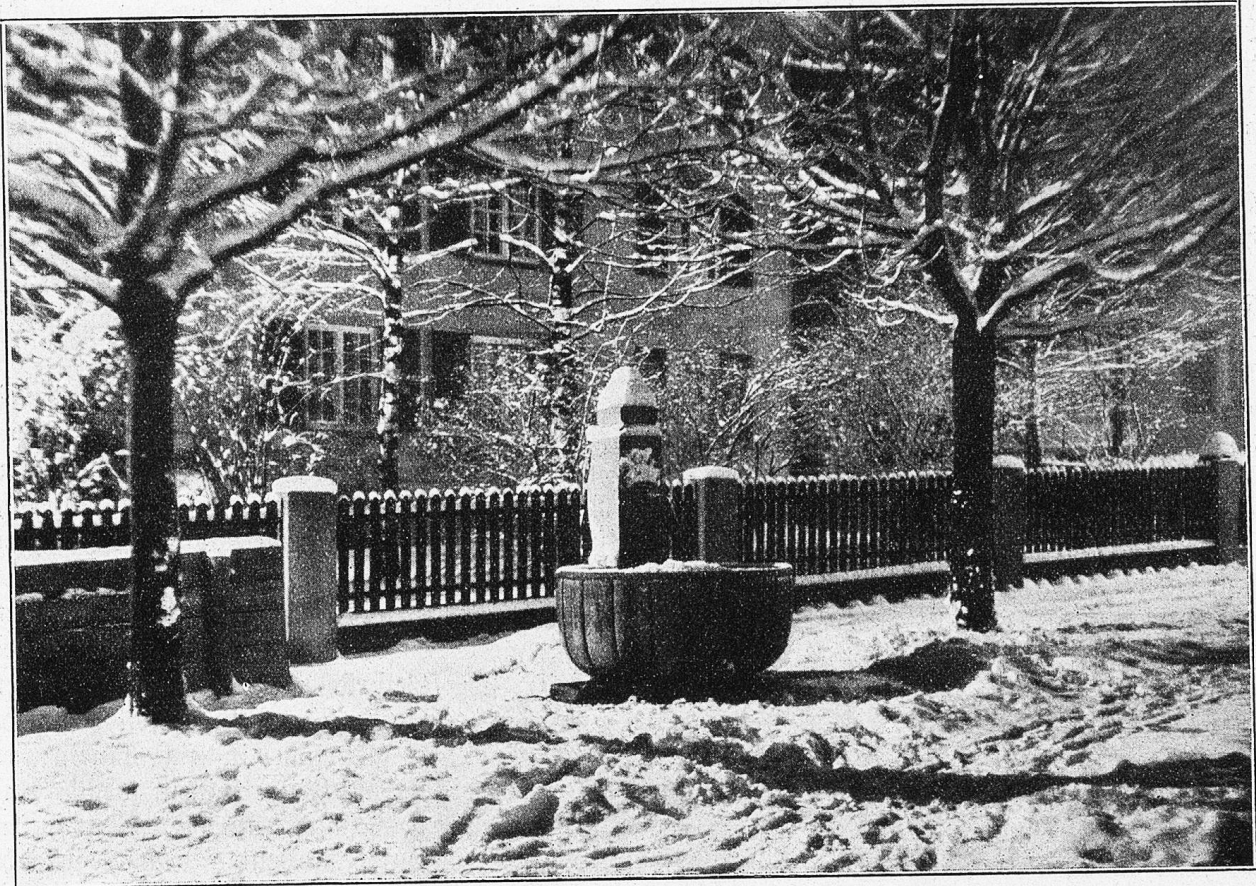
Jetzt arbeitete er schon ein paar Tage in dieser neuen Stellung. Frühmorgens trat er an, sein Mittagessen nahm er in einer kleinen Wirtschaft in derselben dunkeln Gasse, wo sich die Magazine befanden, ein, abends begab er sich in eine Stube in einem Arbeiterquartier zurück.

Einen Vorzug hatte diese laute, wirre, große Stadt: hier schien kein Mensch sich um den andern zu bekümmern. Magnus kam sich wie ein Staubkorn vor, das in der Wolke des Verkehrs dahin und dorthin getrieben wurde. Seine Augen und sein Sinn mußten sich auch erst daran gewöhnen, Einzelheiten aus dem krausen Bilde seiner neuen Umgebung herauszufinden.

Zuerst wurde Magnus in seinen Magazinräumen und in der Kruggasse heimisch. Die Magazine nahmen mehrere Stockwerke ein. Sie wie das Haus, in denen sie sich befanden, waren nüchtern und düster. Zu unterst befanden sich die Packräume. Sie standen voll leerer

und gefüllter Kisten. Stroh und Heu und Scherben bedeckten da und dort den Boden. Viel Staub klebte an den Wänden und auf den Gestellen aus rauhem Holz, die da und dort an sie angebaut waren. In den übrigen Stockwerken stand das Geschirr, Hasen und Häfelchen, Tassen und Täßchen, Teller in jeder Größe und von jeder Tiefe, Gläser in allen Formen und Farben. Viele waren in Papier gewickelt,

Stille seiner Stadtbehausung dachte er wohl an Gerikon, die Gemeindefreiberei, an die Schwester Elise und die blonde Berta. Auch weiter zurück, an die Kerkerjahre, und noch weiter an die dunkle, unklare Jugendzeit und die schwere, lebenszerstörende Tat. Allein er war dann müde von der Arbeit und mochte nicht grübeln; so blieb alles wie in einem Nebel.



Winternachtsmotiv.

viele wieder nackt, alle aber von grauem Staub umspinnen.

Magnus hatte zuerst eine große Achtung vor dem vornehmen Bruchwerk; er faßte es ängstlich an, und wenn er allein war, so freute er sich über das Feinzeug unter dem Kristall und Porzellan. Aber es wurde alles zum Alltags, und nach einer Woche schaute er das, was er in die Hände bekam, um es zu zählen, einzufasten, auszupacken, einzuwickeln oder zum Versand zu bringen, nicht mehr auf das Einzel Ding an.

Das neue Leben nahm ihn mit seinen Darbietungen und Forderungen so gefangen, daß vor das alte Schleier sanken. In der

Ein paar Leute traten zu ihm in Beziehung. Da waren zwei Hilfspacker knechte, ein alter und ein junger, zu denen sich noch ein Fuhrmann gesellte, der fast alltäglich neue Ware nach den Magazinen brachte oder solche wegfuhr. Die drei hatten eine gemeinsame Eigenschaft. Sie konnten keine sechs Worte reden, von denen nicht eines geflücht war. Im übrigen hieß der alte Knecht Franz und hatte einen schwarzgrauen, wilden Bart und eine Weinnase. Der junge, namens Hans, war ein siebzehnjähriger Schlingel, gewachsen wie ein schöner Baum, mit einem blondkopf und einem so hübschen Milchgesicht, daß ein Mädchen sich desselben nicht hätte zu schämen brauchen. Der

Fuhrmann endlich, ein ungeschlachter und roher Mensch mit von Trunk und Sonne gleichermaßen verkupferten Zügen, trug den Namen Peter. Der Prinzipal, der ein kleiner, spitzbärtiger, beweglicher Mann war und dem Magnus nun persönlich begegnete, führte diesen bei den Knechten ein und übergab ihm eine Art Aufsichtsrecht über sie, eine Aufgabe, die weder leicht noch angenehm war. Der Prinzipal selbst kam alle Augenblicke mit seinem Bestellbuch unterm Arm gasken und in die Warenräume geschossen. Er hatte lebhaftere, kleine Augen, deren Blicke wie Fledermäuse in den Räumen herumhuschten und von denen Magnus das Gefühl hatte, daß sie sich auf seinen Händen festsetzten oder auf seinem Rücken einhaken, wenn jener glaubte, daß er es nicht beachtete. Herr Jakob Leutenegger, so nannte sich der Prinzipal und Ehrenmann, fing auch an, ihn auszufragen. Er sei scheint's auf der Gemeindefchreiberei in Gerikon gewesen. Warum er nicht dort geblieben sei? So — so, der Gemeindefchreiber habe ihm geraten, nach der Stadt zu gehen? Ja — und vorher? Ach — so, vorher sei das andere gewesen? Nun ja! Es sei ja schon nicht jedermanns Sache, Leute anzustellen, die —. Aber es läge eben an ihm, Magnus, zu zeigen, daß er auch Vertrauen verdiene. Jedenfalls die beiden Packer und der Peter brauchten nichts von dem Früheren zu wissen. Es sei wegen dem Respekt.

Magnus hatte unter diesen Reden das Gefühl, daß ihm das Blut aus den Füßen in den Kopf und wieder zurück strömte, hin und her, wie ein warmer Bach. Aber er wußte nicht, ob Leutenegger etwas anders hätte sagen sollen. Der sprach mit freundlicher Rücksicht, mit milden Gebärden und einem sanften Tonfall der Stimme, die den Worten viel Säure nahm. Es war aber dennoch nicht leicht, diesen standzuhalten, und Magnus hätte lieber fortlaufen, sich in das Getriebe der Stadt mischen und nichts mehr hören mögen. Damit, daß seine drei Mitarbeiter nichts zu wissen brauchten, war er freilich einverstanden. Sie steckten ohnehin gleich die Köpfe zusammen. Der alte Franz, der schon zwanzig Jahre im Hause war und in allem Bescheid wußte, schimpfte, sobald der Prinzipal weggegangen war, laut, es sei unerhört, einem einen fremden Vogt aufzuzwingen, als ob man seinen Weg nicht selber wüßte. Hans dagegen schaute Magnus mit seinen hübschen

Augen frech ins Gesicht, als ob er sagen wollte: Ich werde es dir schon zeigen, wenn es mir nicht paßt.

Da nun der Im Ebnet schweigsam sein Amt antrat, bescheiden sich um Dinge, die er nicht wußte, noch wissen konnte, bei dem älteren Arbeiter erkundigte und selbst dem jungen Schlingel durch seine Ruhe Eindruck machte, gestaltete sich ihr Einvernehmen leidlich. Der Fuhrmann Peter lud ihn am dritten Tage ein, mit ihm auf gute Freundschaft in der Wirtschaft zum Krug drüben eines zu trinken. Magnus schützte für den Augenblick Arbeit vor, kam aber um das Bescheidun ein andermal nicht herum und wurde bei dieser Gelegenheit auch um sein Wie und Woher gefragt. Er gab knappe Antwort, was das Kleblatt veranlaßte, einander zu versichern, daß er ein blöder Kopf und eine gutmütige Null sei, mit der man so ziemlich machen könne, was man wolle.

Zuweilen kamen auch Ladenfräulein in die Magazine gelaufen, um Warenstücke zu holen, die eine Kunde drüben im Geschäft eben verlangt hatte. Während diese sich anfänglich nicht um ihn kümmerten, bemerkte Magnus bei ihnen nach einigen Wochen eine größere Teilnahme. Sie begannen ihn wie ein Wundertier anzustarren. Eine von ihnen traf er eines Tages in eifrigstem Gespräch mit seinen zwei Packern und merkte bald, daß von ihm selbst die Rede war. Er nickte gleichsam in sich hinein; er spürte es bis in die Fingerspitzen, wovon jene sprachen. Seine Geschichte ging um. Der Prinzipal hatte sie unter die Leute gebracht, vielleicht war sie auch auf anderem Wege durchgesickert. Natürlich! Wie hätte er erwarten sollen, daß dem nicht so wäre.

Eine Stunde später wußte der Fuhrmann Peter um die Sache; Magnus konnte es aus seinen Blicken lesen. Auch die anderen beiden hielten die Nase hoch. Er fühlte, daß er bei denen mit einer Zurechtweisung jetzt schlecht ankommen würde. Es tat ihm leid, des Prinzipals wegen, dem er recht zu dienen meinte. Es nahm ihm auch ein wenig die Arbeitsfreude.

Er suchte sich an diesem Tage seine Beschäftigung im verstecktesten Winkel des Hauses, es tat ihm weh, Menschen anzusehen. Zu seiner Mahlzeit mußte er freilich in die Wirtschaft zum Krug hinüber.

Das war eine niedrige Stube, dunkel und

feucht und nur gerade so reinlich, daß die Polizei nicht einschreiten konnte.

Ein paar Straßenknechte saßen in ihren Blaufitteln an einem Tisch, als Magnus eintrat. Sie tranken Bier und spukten auf den Boden. Vor einer Weile war Peter, der Fuhrmann, dagewesen. Die Kellnerin, eine ältere, verblühte und grobe Person, handelte davon mit einem weiteren Gast, einem jungen Burschen, der sie zum Dank für ihre Vertraulichkeit bald in den Arm kniff, bald zärtlich um die Hüfte faßte. Sie räusperte sich bei Magnus' Eintritt, den anderen zum Zeichen.

Im Ebnet wäre am liebsten wieder umgekehrt, aber er wollte nicht feige erscheinen. So sagte er gelassen sein „Guten Abend allerseits“ und schritt an den Gassern vorüber an seinen im Hintergrund des Lokals bescheiden genug gedeckten Tisch.

Die Kellnerin, die ihn sonst mit einiger Unterwürfigkeit bedient hatte, tat, als ob er nicht da wäre, und zischelte mit ihrem Jüngling weiter; die Straßenmänner glockten.

Er holte sich eine Zeitung von der Wand und las. Er las wirklich, denn seine anfängliche Erregung hatte sich gelegt. Er wußte doch, daß das in seinem Leben nun nicht mehr anders sein werde.

Dann kam die Wirtin herein, eine dicke, schmierige Frau, die aber gutmütig in die Welt schaute. Sie wies die Schenkamamsell zur Ordnung, und Magnus bekam sein Essen. Der Grünschnabel, der mit dem Mädchen geschäkert hatte, trat ans Büfett und redete da etwas davon, daß es nicht jedermanns Sache sei, Leute wie den da hinten zu bedienen, wobei er sich keine Mühe gab, die Stimme zu dämpfen.



Birken am Raxensee.

Aber die Wirtsfrau, in deren Verwandtschaft einer gewesen, den die Gesetze getroffen hatten, wurde über die Rede unwillig und verwies sie ihm. Sie tat auch noch ein Mehreres und trat an Magnus' Tisch. „Sie müssen das nicht böse auffassen, Herr Im Ebnet,“ sagte sie mit plumpem Gutwillen, dann wollte sie ihn über sein Unglück trösten.

Magnus war es, als brennten ihn Nesseln; allein er blieb gelassen sitzen. Zu der unbehol-

fenen Trösterin sagte er leise und ablehnend: „Ich möchte davon nicht reden, Frau.“

Mit einiger Verlegenheit trat sie zurück. Aber Im Ebnets Ruhe hatte Eindruck gemacht. Es störte ihn niemand mehr.

Er aß schweigend und langsam. Nicht früher als sonst verließ er das Lokal.

Das Haus, in dem er seine Schlafstätte hatte, war ein großes, altes Gebäude, ganz von Arbeiterfamilien bewohnt. Er hatte zum Mietsherrn einen alten Kesselschmied, einen feisten Mann, der ihn nicht grüßte und sich überhaupt nicht um ihn kümmerte, so daß er nur mit seiner großen, hageren kinderlosen Frau zu tun hatte. Diese aber gehörte einer frommen Sekte an und war vor allem ein guter Mensch. In ihren Augen konnte er zwar eines Tages auch die seltsame Neugier lesen, die er an jedem, seine Schuld Kennenden, bemerkte; allein sie sprach mit ihm nicht davon, blieb immer gleich freundlich und hatte nur die unliebsame Angewohnheit, in einem Jammerton die Härte der Welt zu beklagen, wobei ein deutlicher Hinweis auf Magnus' Schicksal unterlief. Er konnte indessen genau beobachten, wie die Kenntnis seines Schicksals unter den übrigen Hausgenossen, den vielen, vielen Menschen Fortschritte machte. Heute ergriff sie diesen, morgen jenen. Heute streckte diese Frau den Kopf aus der Tür und gaffte ihm nach, wenn er zur Arbeit ging, und morgen stieß dort ein Mann den anderen an, wenn er auf dem Flur an ihnen vorbeikam.

Aber er mußte nicht. Manchmal wunderte er sich über die Gemeinheit der Menschen, wenn sie zu groß und auffällig war. Es gab auch Stunden, in denen ihm der Atem von einem eigentümlichen Lebensfessel eng wurde; aber meistens ging er an aller Unbill vorbei und entschuldigte vor sich selbst seine Widersacher.

In seiner Stube, die mit weißen Vorhängen und Blumen am Fenster freundlicher war, als der öde Kasernenbau von einem Hause erwarten ließ, begrüßte ihn die Taube, wenn er eintrat. Sie kannte seinen Schritt schon auf der Treppe. Er konnte ihr vertrautes Girren schon im Flur hören. Sie flog ihm auf die Hand, und er drückte sie an sich. Sie nestelte ihren kleinen, weißen Kopf in seinen Rock hinein, gerade wie sie einst in seine Sträflingskleider sich hineingeschmiegt. Es war nicht viel Liebe, aber es war ihm genug.

Manchmal schrieb die Schwester Elise. Ihre

Briefe waren besser als ihr persönliches Benehmen. So trocken sie waren und so manchen Klang heimlichen, verhaltenen Vorwurfs sie bargen, oft quoll es darin auf wie ein verstockter Schrei des Blutes und enthielten sie das Wort: Wir sind einander doch am Ende die nächsten. Vom Gemeindefreier ließ sie dann und wann eine Nachricht unterlaufen. Von der Berta schrieb sie nie. Aber einmal kam von dieser selbst eine Karte. Von der Rigi. „Lieber Herr Im Ebnet, ich habe heute ganz allein den Aufstieg auf diesen Berg gemacht und grüße Sie. Berta.“ Diese Karte las er an vielen Abenden vor dem Schlafengehen, obwohl er sie längst auswendig wußte. Aber er beantwortete sie nicht.

Er ging auch wie in Gerikon an Sonntagen vor den Ort hinaus. Einsame Waldwege suchte er auf. Und wenn er mit der Natur allein war, vergaß er alles über ihrer Schönheit.

Er war schon mehrere Monate in der neuen Stellung, als er in der Wirtschaft zum Krug, wo er immer noch an dem Hintertisch in aller Stille seine Mahlzeiten nahm, Zeuge eines Gesprächs wurde, das zuerst um seines Lärmes und dann um seines Inhalts willen seine Aufmerksamkeit erregte. Die Wirtschaft war voll von grölendem Volk, und er hatte sie mit einigem Zögern betreten. Es waren Schiffleute und Auslader, die in dem nahen Frachtschiffhafen des Sees zu tun und ihren Zahltag gehabt hatten. Einige spielten, andere trieben Politik, ein halbes Dutzend junge Burschen saßen, die sonnengebräunten Arme über den Tisch geworfen und mit an der Brust aufgerissenen Hemden da und neckten einander mit ihren Mädchen.

„Der Rudi hat jetzt eine neue,“ stichelte der eine.

„Wieso?“ fragte ein zweiter unter dem Auf-lachen der anderen.

Der Rudi, ein stämmiger Mensch, dem die Wadenmuskeln auf der weißkleinernen Hose sich abzeichneten, schmunzelte in sich hinein.

„Sie ist eine wie eine Rahe,“ berichtete der erste wieder.

„Wie eine Zigeunerin,“ verbesserte ein anderer.

„Vielleicht ist sie eine,“ sprach der Rudi nachdenklich vor sich hin und sah mit glänzenden Augen ins Glas.

Einer, der bisher geschwiegen, lärmte auf:

„Hat sie nicht graue Augen, frech und böse wie ein Luchs?“

„Geradeso,“ bestätigte der erste.

Dann stritten sie hin und her. Die einen wollten nicht gelten lassen, daß die Besprochene eine Zigeunerin sei. Eine Korberstochter nannte sie einer. Und weil sie ihm keine Ruhe ließen, erzählte der Rudi, während aus seinem Blick und seinem arbeits- und weinentzündeten Gesicht deutlich der Grimm eines noch nicht erfüllten Wunsches leuchtete, das Mädchen sei Spülmagd beim Rößliwirt und komme nur sel-

ten aus dem Hinterraum an den Schanktisch. Der Wirt könnte Geschäfte machen, wenn er sie mehr hervorließe.

Magnus Im Ebnet sah auf einmal ein Gesicht mit zwei großen, grauen Augen und wirrem Haar vor sich. Sprach er da nicht von der Lucretia Blank? War das Mädchen dem Wagen entlaufen und seinem Verlangen nach der Stadt gefolgt?

Still ging er hinaus. Aber lange blieb ihm das Gespräch im Gedächtnis.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch in der Heimat.

Das Städtlein, oft gegrüßt im Traum,
Betrete ich wieder nach langem Raum.

Gassen und Gäßlein, eng und alt,
Durchheil' ich ohne Aufenthalt.

Vor einem Hause bleib ich steh'n,
Da kann ich nicht vorübergehn,

Da hält mich ein Kummer festgebann't,
Hinüber schau ich unverwand't,

In's Fenster, wo vor Jahr und Tag
Auf dem Totenbett die Mutter lag.

Albert Fischli.

Heinrich Pestalozzi.

(Geb. 12. Januar 1746, gest. 17. Februar 1827.)

Einer von den wenigen großen Menschen, die zu leben und zu wirken beginnen, nachdem sie gestorben sind. Unscheinbar und armselig wie ein Landstreicher ging er durchs Leben und war doch der Verfasser des in alle europäischen Hauptsprachen übersetzten Familien-Romans „Lienhard und Gertrud“, Gründer der Volksschule und Ehrenbürger der französischen Republik. Armut und unpraktischer Sinn machten ihn wohl hier und dort zum Gespött der auf äußern Glanz erpichten Mitbürger; was ihn schließlich, fast wider ihren Willen, zu ihrem geistigen Führer machte, fühlten und erfaßten vielmehr die „Einfältigen“ mit der ahnenden Seele der Sehnsuchtsnaturen. Um die Not des Menschenherzens zu kennen und sie mit schöpferischer Kraft in Reichtum zu verwandeln, muß man selbst darin gelebt haben und von einer höheren Sehnsucht als nach den Dingen der materiellen Wohlfahrt erfüllt sein. Weil Pestalozzi's Geist im Zeitlosen und Unbegrenzten lebte, wurde er oft übersehen und für einen unverbesserlichen Träumer und Narren gehalten. Das Schwergewicht, welches der moderne Mensch seinem Dasein gibt: das rücksichtslose Streben nach einer Lebensstellung, war ihm Nebensache. Theologische und physiologische

Studien gab der junge Zürcher preis, um sich auf Neuhof bei Birr der Landwirtschaft zu widmen, weil er hoffte, als Bauer seine geliebte Braut um so eher heimzuführen zu können; aber dahinter stand wiederum der in ihm schon früh lebendig gewordene Wunsch, der seiner Natur entsprach und durch den Einfluß Rousseaus genährt und gestärkt wurde, den Mitmenschen ein werktätiger Helfer und Erzieher zu sein. Über mißlungenen landwirtschaftlichen Probeleien reifte sein Erziehungswerk heran. Aber erst als zweiundfünfzigjähriger Mann erhielt er Gelegenheit, seinen Wünschen gemäß zu arbeiten, als ihn Minister Stapfer zur Einrichtung eines Waisenhauses für die durch die französischen Einfälle verelendeten Waldstätten nach Stans berief. Obgleich die Anstalt von der fremden Militärmacht bald und plötzlich in ein Spital verwandelt wurde, wirkten die ergreifenden Schilderungen dessen, was Pestalozzi dort erlebt und gehört hatte, auf die Umwelt und verschafften ihm die Möglichkeit, von 1798 an als praktischer Erzieher tätig zu sein, zuerst in Burgdorf, dann in Münchenbuchsee und endlich in Yverdon, wo er die durch ihn weltberühmt gewordene Schule leitete, um sich nach zwanzig Jahren, durch schwere Kämpfe inner-